

Gastkolumne

Mein Körper gehört mir? Nicht beim Stillen!

Die Milchpulverkrise in den USA wird zur Steilvorlage für den Laktivismus – die ideologische Überhöhung der Muttermilch



Claudia Franziska Brühwiler

Manche Wortkreuzungen verbreiten sich rasend schnell, auch über Sprachgrenzen hinweg. Der Brexit gehört etwa dazu oder der Workaholic. Andere schaffen es nicht über eingeweihte Kreise hinaus, obschon sie weitverbreitete Phänomene treffend beschreiben. Ein solches Kofferwort ist der *lactivism*, der auf Deutsch vielleicht mit «Laktivismus» zu übersetzen ist. Kennengelernt habe ich den Begriff 2015, als ich zum ersten Mal Mutter wurde und die Politologin Courtney Jung ein Buch mit ebendiesem Titel veröffentlichte. Die Professorin der University of Toronto beschreibt darin den Siegeszug der Muttermilch-Aktivistinnen, welche die amerikanischen Mütter zum Stillen bewegen wollten: Zwischen den fünfziger und den frühen siebziger Jahren stillten in den USA weniger als ein Drittel der Mütter ihren Säugling. Wer es tat, galt als rückständig. Das hat sich radikal geändert: Die Losung «Breast is best» befolgen heute 79 Prozent der Mütter in den USA. In der Schweiz stillen sogar 95 Prozent der Mütter ihr Neugeborenes zu Beginn. Jeder Erfolg hat seinen Preis. Einen Teil davon zahlen die stillenden Mütter – entgegen der landläufigen Meinung, die Muttermilch sei gratis zu haben. Von Stillkissen, elektrischen Milchpumpen bis zu Arzttermi-

nen wegen Stillproblemen fällt die Rechnung oft überraschend hoch aus. Den viel höheren Preis zahlen jedoch jene Mütter, die nicht stillen wollen oder können – und das liegt nicht an den hohen Kosten fürs Milchpulver. Das erleben derzeit Eltern in den USA, wo der grösste Hersteller von Milchpulver eine Fabrik schliessen musste und es wegen Lieferengpässen und Einfuhrbeschränkungen in den Supermärkten zu leeren Regalen gekommen ist. Zu den gestiegenen Preisen kommt für die Mütter die soziale Ächtung. In den Kommentarspalten müssen sie sich – als Rat getarnt – immer wieder denselben Vorwurf anhören: Das Problem wäre gelöst, würden alle Mütter stillen, am besten die von der WHO empfohlenen zwei Jahre lang – schliesslich sei es für das Kind das Beste. In Europa tangiert uns die amerikanische Milchpulverkrise nur insofern, als unsere Hersteller Notlieferungen ermöglichen. Doch die Diskussion ums Stillen muss einem bekannt vorkommen. Eine merkwürdige Allianz von christlich-konservativen und feministischen Aktivistinnen hat aus dem Stillen eine Bekenntnisfrage gemacht. Die einen untermauern ihr Anliegen mit Bibelzitat, die anderen kritisieren den maskulin-wissenschaftlichen Diskurs, der die Frauen vom Stillen abgebracht habe. Die einst verdammte Wissenschaft hilft nun ironischerweise dabei, die Mütter zurück zur Natur zu bewegen: Vom höheren IQ bis zu weniger Allergien verspricht sich frau allerlei von der Muttermilch. (Milchpumpenhersteller unterstützen die entsprechende Forschung selbstverständlich grosszügig.) Auch grüne Kreise haben in der Muttermilch die nachhaltige Nahrungsquelle schlechthin entdeckt. Wer also nicht stillt, handle nicht nur gegen die

“ Eine merkwürdige Allianz von christlich-konservativen und feministischen Aktivistinnen hat aus dem Stillen eine Bekenntnisfrage gemacht.

eigene, sondern auch gegen Mutter Natur – und schade somit uns allen. Stillen ist nicht mehr ein persönlicher Entscheid, sondern eine Sache der öffentlichen Gesundheit. So zertifizieren Unicef und die WHO seit 1992 «babyfreundliche Spitäler», die Frauen zum Stillen anhalten sollen. In unserem nördlichen Nachbarland ist das seit 2021 sogar ein nationales Anliegen, mit der Nationalen Strategie zur Stillförderung. In den USA gehen die Bemühungen mancherorts über blosser Förderung hinaus, indem beispielsweise New Yorker Spitäler den Müttern nur bei Vorliegen medizinischer Gründe Milchpulver geben. «My body, my choice» – «Mein Körper, meine Entscheidung». Was in anderen Belangen als absolutes Recht eingefordert wird, gilt bei der Stillfrage plötzlich nicht mehr. Während die christlichen Aktivistinnen sowohl in der Abtreibungs- als auch in der Stillfrage konsequent das Leben des Kindes voranstellen, widersprechen sich feministische Laktivistinnen: Abtreibung ja, aber wehe das Kind wird nicht gestillt, wenn es auf der Welt ist. Wer die Gefolgschaft verweigert, bekommt denselben Stempel verpasst, zu dem sonst das konservative Lager für selbstbestimmte Frauen greift: Egoistin. Wird auf medizinische Gründe verwiesen, die das Stillen verunmöglichen, kommt der Vorwurf der faulen Ausrede. Auch das kein neues Argument: Frauen, die behaupteten, nicht stillen zu können, würden nicht hart genug daran arbeiten und ihr Kind nicht wirklich lieben. Heisst es in einem Hebammenhandbuch – von 1671. Wir sollten eigentlich weiter sein.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.



Medienkritik

Die Kunst des sanften Gesprächs



Aline Wanner

Manche Journalisten haben eine grosse Gabe: Sie wollen wirklich zuhören und ihr Gegenüber verstehen. Zu ihnen gehört die Amerikanerin Terry Gross. Es ist nicht nur ihre unverwechselbare Stimme, die einem als Hörerin des Podcasts «Fresh Air» ein vertrautes Zuhause schenkt. Gross spricht mit ihren Gästen interessiert und ehrlich, sie unterbricht selten, sie hält auf eine empathische Art Schmerz, Leid und Abgründe aus. Vergangene Woche zum Beispiel begrüsste Gross die Autorin und Forscherin Nina Jankowicz. Sie beschäftigt sich mit Desinformation und leitete für kurze Zeit einen Beratungsausschuss einer US-Bundesbehörde. In dieser Funktion wurde Jankowicz Opfer von extremen Anfeindungen im Internet. Sie schildert Gross, wie sie beschimpft wurde: «Männer sagten, ich solle nach Hause gehen und Babys machen, was ironisch ist, weil ich gerade schwanger bin. Journalisten fragten, warum ich so einen Job annehme, wenn ich doch bald ein Kind bekomme.» Sie und ihre Familie seien massiv bedroht und beleidigt worden, man habe sie verleumdet und andere gegen sie aufgehetzt. Jankowicz spricht atemlos, drei Minuten ohne Unterbruch. Gross gelingt es, auf Jankowicz' Gefühle einzugehen, sie sanft weiter zu lenken, kritisch zu bleiben. Die Unterhaltung ist das Gegenteil einer künstlichen Kontroverse, eines egomanischen Streitgesprächs, sie ist dringlich, aber nie hektisch, ehrlich, aber nie entblössend. Diese erkenntnisreiche Art des Gesprächs empfiehlt sich auch im deutschsprachigen Raum: Die Erfinder des ewigen Podcasts «Alles gesagt» («Die Zeit») schaffen eine Atmosphäre der Ganzheitlichkeit, im MDR-Kulturcafé lernt man neue, interessante Persönlichkeiten kennen. «Persönlich» ist ein Klassiker, und «Musik für einen Gast» (beides SRF) macht den Sonntag reich.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Grosse Kinder, grosse Freiheit



Patrick Imhasly

Heute ist in der Schweiz Vatertag. Aber anders als etwa in Deutschland wird dieser Tag hierzulande nicht traditionell gefeiert. Es handelt sich um ein modernes Konstrukt, das von der Männerbewegung 2007 geschaffen wurde, um den Vätern auch öffentlich Wertschätzung für ihr Engagement entgegenzubringen. Anerkennung für seine Arbeit – das tut jedem gut. Persönlich mache ich mir allerdings aus dieser Art von Bestätigung nicht allzu viel. Denn das grösste Geschenk für meine Leistung als Vater habe ich schon bekommen – es ist die Selbständigkeit unserer beiden Söhne, die jetzt 13 und 16 Jahre alt sind: ein Segen für mich, ein Glück für die Familie und Kitt

für die Beziehung. Wie anstrengend war das früher, als unsere Kinder noch sehr klein – oder nicht einmal auf der Welt waren. Wenige Wochen vor der Geburt unseres ersten Sohnes verbrachte ich zum letzten Mal Tauchferien mit meinen Freunden auf einem Boot im Roten Meer. Drei Tauchgänge pro Tag zwischen den schönsten Korallenriffen der Welt: Wir hatten eine phantastische Zeit. Nur meine Frau fand das nicht so lustig und beklagte sich bitter über meine lange geplanten Ferien. Wahrscheinlich hatte sie recht. Denn hätten ihre Wehen sehr früh eingesetzt, hätte ich es wohl vom Elphinstone-Riff im Süden Ägyptens nicht mehr rechtzeitig ins Geburtszimmer geschafft. Und dann die schwierigen Diskussionen um die Jassabende mit denselben Freunden, wenn ich zu lange damit gewartet hatte, die entsprechenden Termine mit meiner Frau abzusprechen. Frauen mögen es nicht, vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden – vor allem wenn das bedeutet, dass die Betreuung der kleinen Kinder auch noch am Abend an ihnen hängenbleibt. Besonders heikel war das familiäre Management jener Abende mit einer Doppelbuchung, an denen

sowohl meine Frau als auch ich etwas abgemacht hatten und beide überzeugt waren, sie hätten das dem anderen früh genug kommuniziert (wobei der andere natürlich keine Ahnung davon hatte). Inzwischen aber, da die Söhne richtig gross geworden sind, ist alles entspannter. Sind meine Frau und ich für einmal beide nicht zu Hause, basteln sie sich halt selbst etwas zum Essen. Und wenn es zum hundertsten Mal Spätzli von der Migros sind – garniert mit einem Schoggi-Joghurt zum Dessert. «Was soll's?», sagen sie abgeklärt. «Wir kommen allein zurecht.» Ich neige dazu, den beiden zu glauben, und habe es längst aufgegeben, in diesen Situationen auf ausgewogene Ernährung zu pochen. Einzig am Abräumen des Küchentischs und an der sachgerechten Benutzung des Geschirrspülers dürften sie noch etwas arbeiten. Jetzt könnte man bedauernd feststellen, dass die zunehmende Eigenständigkeit der Kinder in erster Linie Ausdruck davon ist, wie überflüssig die Eltern werden. Das Gegenteil ist der Fall: Unabhängige Kinder bedeuten mehr Freiheit für die Eltern. Seit unsere Kinder angefangen haben, ihr Leben

“ Die gegenseitigen Vorwürfe sind verschwunden, dafür hat eine neue Grosszügigkeit Einzug gehalten.

selbst in die Hand zu nehmen, gibt es viel weniger Debatten zwischen mir und meiner Frau über die Aufteilung von Raum und Zeit. Die gegenseitigen Vorwürfe sind verschwunden, dafür hat eine neue Grosszügigkeit Einzug gehalten – im Sinne von: «Wenn du nicht kannst, regelt sich das von selbst.» Allerdings muss man mit der gewonnenen Freiheit etwas Vernünftiges anfangen können. Ich habe mich darauf verlegt, Bücher zu lesen mit einer Seitenzahl von 600 an aufwärts: zuletzt «Putins Netz» von Catherine Belton, als nächstes kommt das historische Monumentalwerk «Das unendliche Meer» von David Abulafia. Zudem schaue ich mir Netflixserien im Intensivmodus an, derzeit das US-Krimidrama «Ozark», und bald erscheint die letzte Staffel der britischen Gangsterserie «Peaky Blinders». Meine Frau macht derweil Power-Yoga, geht tanzen und joggen und hat ihr Pensum im Job aufgestockt. Zusammen spielen wir seit kurzem Tennis. Wenn das nur nicht alles zu stressig wird.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».